

*Beiwort zur Karte 11,4*

## Die Wirtschaft in der Zeit des Spätmerkantilismus (1770-1780)

VON WILLI A. BOELCKE

Unter dem Begriff Merkantilismus wird das Bestreben neuzeitlicher Staaten verstanden, unmittelbar vor der industriellen Revolution mit vorzugsweise staatlichen Mitteln über die feudal-gebundene, herkömmliche agrarische und handwerkliche Wirtschaftsweise hinaus eine kaufmännisch-industrielle Weiterentwicklung zu erzeugen oder zu fördern. Die internationale Epoche des Merkantilismus (in Deutschland auch Kameralismus genannt), die in Westeuropa ihren Anfang nahm, dem allmählichen Hervorbereiten der modernen Industriegesellschaft vorausging und den langen Zeitraum vom Ende des 16. bis Ausgang des 18. Jahrhunderts umspannte, war im Vergleich zum Spätmittelalter allgemein gekennzeichnet durch das Aufkommen neuer Produkte, neuer Fertigungsmethoden, neuer kaufmännisch – industrieller Unternehmungsformen und einer vom Staat begünstigten unternehmerischen Kapitalbildung. Damit waren wesentliche Voraussetzungen für ein wirtschaftliches Wachstum geschaffen worden. Den Reichtum des Landes zu mehren, galt auch als erklärtes Ziel der merkantilistischen Wirtschaftspolitik, doch wurde die Förderung der Binnenwirtschaft nur als ein Instrument verstanden, um es zu erreichen. Wichtiger erschien die Ausweitung des auswärtigen Handels mit heimischen Produkten (gewerblichen und agrarischen), da dadurch mehr Geld ins Land gebracht werden würde.

Vom Westen her waren die neuen merkantilistischen Anschauungen nach Deutschland herübergedrungen und fanden schon frühzeitig in entsprechenden gewerbe- und handelspolitischen Maßnahmen in Baden, Württemberg und Hanau-Lichtenberg ihren Niederschlag. Bereits 1664 wurde in Baden ein Aufruf erlassen, der zur Gründung von Fabriken in der Markgrafschaft aufforderte. Er war einer der ersten seiner Art in ganz Deutschland und sprach bereits das ent-

scheidende und zentrale Element der modernen Wirtschaftsgesellschaft an, den Unternehmer. Seitdem waren es in erster Linie die landesherrlichen Territorialgewalten, die die unternehmerische Privatinitiative zu wecken, fördern und schützen suchten oder selber als Unternehmer tätig wurden, um durch ihr Eingreifen und Beispiel die Wirtschaft in neue Bahnen zu reißen. Gleichzeitig begann das mühsame Werk, sich mit Hilfe von topographischen und statistischen Erhebungen einen Überblick über die vorhandenen Quellen von »Reichtum« zu verschaffen. Angeregt vor allem vom fiskalischen Interesse der Territorialherrschaften brachte das Zeitalter des Merkantilismus eine Vielzahl von kartographischen und statistischen Versuchen hervor, schon bemerkenswert gelungenen, aber infolge methodischen Unvermögens oft auch mißglückten, um die Topographie und Morphologie des Landes bildhaft faßbar und seine wirtschaftliche Leistungskraft, seine Ressourcen in der Urproduktion, in Handwerk und Gewerbe sowie seine Handelsabhängigkeiten und ihren möglichen finanziellen Nutzen für Land und Herrschaft statistisch meßbar zu machen. Man lernte, Zustand und Wandel von Wirtschaft und Gesellschaft an statistischen Daten abzulesen, zusammengestellt aus Befragungen, aus »Seelenregistern«, urbarialen Überlieferungen, Zollverzeichnissen und Steuerrollen. Man entdeckte die statistische Reihe und ihren Aussagewert, verglich, zog Bilanz, machte sich Hoffnungen und sorgte sich um die Beschäftigung der Untertanen, den wirtschaftlichen Fortschritt und nicht zuletzt um die Einnahmen der Staatskasse. Erste statistische Tableaus über Manufakturen, »Fabriken«, Bergwerke, Handwerker und sonstige Gewerbetreibende wurden angelegt. Vieles blieb dabei bruchstückhaft und nichts reichte über die Grenzen des eigenen, oft zersplitterten Territoriums hinaus.

Mit der vorliegenden Karte wird der Neuland erschließende Versuch unternommen, auf der Basis der seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts reichlicher fließenden – wenngleich verstreuten – statistischen und kartographischen Überlieferung sowie neuerer Forschungsergebnisse die Wirtschaft während der merkantilistischen Spätphase, soweit von überörtlicher Bedeutung, ihre Grundlagen und spezifischen Wesenszüge, ihre Branchenstruktur, »außenwirtschaftlichen« Verflechtungen zu Nachbarräumen, die Streuung ihrer Standorte und bereits erkennbare »Ballungszentren« erstmals kartographisch sichtbar zu machen. Für die Wahl der Zeitstellung von etwa 1770 bis 1780 waren methodische und sachliche Überlegungen maßgebend. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verdichtete sich die statistische Quellenbasis und bot Gewähr, die Gewerbestandorte und die Gewerbebetriebe von überlokaler Relevanz mit weitgehender, wenn auch nicht letzter Vollständigkeit erfassen zu können. Da ferner die statistischen Erhebungen in den wichtigsten südwestdeutschen Territorien (Württemberg, Vorderösterreich, Baden und Kurpfalz) zu unterschiedlichen Zeitpunkten erfolgten, war die zwar erstrebenswerte, aber nicht zu verwirklichende Beschränkung des Kartenbildes auf ein einheitliches Erhebungsjahr nicht möglich. Schließlich war beim Karteninhalt zu berücksichtigen, daß er möglichst den zeitlichen Höhepunkt der Epoche des Merkantilismus einfangen sollte. Immer wieder unterbrochen und gehemmt von den verheerenden Kriegen des 17. und frühen 18. Jahrhunderts erlebte die etappenweise, langzeitliche Entwicklung des merkantilistischen Wirtschaftslebens, obwohl vor den Dreißigjährigen Krieg zurückreichend, eigentlich erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihre höchste Entfaltungsstufe, greifbar in der sich zwischen 1760 und 1780 häufenden Zahl an Manufakturgründungen, vornehmlich am Aufkommen zeittypischer Luxusindustrien. In der versuchten Verknüpfung von neuer Wirtschaftsaktivität mit der herkömmlichen Produktionsweise, der die neuen Elemente häufig aufgepfropft wurden, offenbarte sich die »autochthone« Leistung des Merkantilzeitalters. Die Karte soll die aus der Enge der handwerklichen Produktion und Absatzorganisation, die aus lokaler Selbstversorgung hinausgewachsenen Wirtschaftsstandorte zeigen. Die Aufnahme auch der Weinbaulagen, deren Erzeugung über den Eigenbedarf der Weingärtner hinausging, war deshalb gerechtfertigt, weil der im 18. Jahrhundert bedeutende Weinhandel namentlich dazu diente, das zu kaufen, was man selber nicht produzierte, nicht besaß, aber dringend benötigte.

### *I. Historischer Überblick*

Die Ergebnisse von Volkszählungen und -schätzungen lassen erkennen, daß im großen und ganzen zu Beginn des 18. Jahrhunderts die schweren Bevölke-

rungsverluste, verursacht von den Kriegen und Seuchendurchzügen während des 17. Jahrhunderts, überwunden waren und seitdem ein stetiger Anstieg der Gesamtbevölkerung eintrat, örtlichen und regionalen Schwankungen zwar unterliegend, vermehrte sich die Menschenzahl von etwa der Mitte bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts in steilem Aufstieg um rund ein Drittel. Die Gesamtbevölkerung in den 68 altwürttembergischen Ämtern betrug 1750: 467 132 Menschen und 1796: 637 331. Eine nicht minder starke Volksvermehrung war auch in Nachbarterritorien zu beobachten. In der vorderösterreichischen Herrschaft Triberg (Schwarzwald) wurden 1720: 6076 und 1808: 9136 Einwohner gezählt. Von der Bevölkerungsvermehrung profitierte nicht zuletzt das urbane Wachstum, nur stellten Städte mit mehr als 10 000 Einwohnern noch die Ausnahme dar (Mannheim, Heidelberg, Stuttgart, Ulm).

Das Anwachsen der Bevölkerung wirkte sich als ungefähr adäquat steigende Nachfrage nach Wirtschaftsgütern aus und zugleich als Vermehrung der Zahl der Arbeitskräfte, die Beschäftigung suchten, ihren Bedarf befriedigen wollten und imstande waren, die Produktionsleistung in Stadt und Land zu heben. Wurde auch ein großer Teil des Bedarfs an Nahrung, Kleidung und Wohnung seit dem Mittelalter durch Eigenzeugung der Verbraucher oder der Verbrauchergebiete gedeckt, so wuchs jedoch mit der Volksvermehrung auch mengen- und wertmäßig der Anteil dessen, was von der eigenen Erzeugung auf nahen und fernen Märkten gegen Geld verkauft wurde. Auch der »Außenhandelsumsatz« stieg, obwohl jedes Territorium seine eigene Zollgesetzgebung besaß, jedes eigene wirtschaftliche und fiskalische Interessen verfolgte, jeder die eigene Produktion gegenüber der des Nachbarn und sonstigen Auslands zu schützen sich bemühte und der Zustand der Landverkehrswege sowie die Zolllasten des Schiffsverkehrs allgemein beklagt wurden.

Als erste längere deutsche Chaussee wurde 1753 die Straße Nördlingen-Öttingen ausgebaut. Der Chausseebau fand viel Beifall. Bis 1787 gab es in Württemberg 286 km Chausseen. Den meist befahrenen Handelsstraßen Südwestdeutschlands fehlte aber bis 1780 der feste, geschlossene Unterbau, so daß die aufkommenden Chausseen noch nicht zu merklicher Verbilligung des Handelsverkehrs beitrugen. Da von Zöllen fast erdrückt, konnte auch der Warentransport auf den schiffbaren Flüssen, obwohl an Umfang bedeutend, nicht den gewünschten kostenverbilligenden Ausgleich schaffen. Zwischen Basel und Rotterdam mußten sich die Schiffer 29 Mal gegen Gold die Durchfahrt erkaufen. Auf dem Main, zwischen Mainz und Würzburg waren sogar 21 Zollstätten zu passieren, auf der Neckarroute bis Heilbronn dagegen nur (!) 6. Nach wie vor begünstigte jedoch der Bodensee den traditionellen schwäbischen Südhandel und Transitverkehr. Trotz aller Handelshemmnisse sorgten Binnen- und

Fernhandel dafür, daß sich um den engeren lokalen Marktbereich ein weiteres Markt- und Wirtschaftsgebiet legte, oft weit über die politischen Grenzen hinausgreifend. Die »unsichtbaren« Fäden wirtschaftlicher Verflechtung und gegenseitiger Ergänzung verknüpften nicht nur das politisch zersplitterte Südwestdeutschland miteinander, sie verbanden es nicht minder mit seinen Nachbarräumen. So sehr auch immer die weltlichen, geistlichen und städtischen Territorialherrschaften auf die Erhaltung ihrer Souveränität bedacht waren, den wechselseitigen wirtschaftlichen Einflüssen und sich anbahnenden Veränderungen in »Handel und Wandel« konnten sie sich aber auf Dauer nicht entziehen. Im Wirtschaftsleben gab es keine selbstgefällige, autarke Isoliertheit.

Die Hauptgrundlage des »Aktivhandels« bildeten bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Produkte von Land- und Waldwirtschaft. Neben der beträchtlichen Ausfuhr an Getreide, Rindern und Schafen aus Württemberg und Oberschwaben und dem gewinnträchtigen Ochsenhandel der Hohenloher Fürstentümer, galt zwischen Bodensee und Rhein, Neckar und Main vor allem der *Wein* als die »Seele« des Commerciums. Wein brachte »bares Geld« ins Land. Vom Weinbau und Weinhandel profitierten Baden und Württemberg, die vorderösterreichischen Länder, Hohenlohe, die Pfalz, ebenso geistliche Herrschaften wie Reichsstädte. Im »Tausch« gegen Wein beschaffte man sich wie vor alters namentlich das für Mensch und Vieh unentbehrliche Salz. Die Württemberger »tauschten« ihren Wein hauptsächlich gegen bayerisches Salz. Die Markgrafschaft Baden-Durlach importierte pfälzisches (Dürkheim) und elsässisches Salz. Vorderösterreich war verpflichtet, über den Salzstapel Schaffhausen Tiroler Salz abzunehmen. Bayerische Marktstrategie sicherte sich auch Oberschwaben als Absatzgebiet der Reichenhaller Salinen.

Ende des 18. Jahrhunderts wurde innerhalb der heutigen Grenzen von Baden-Württemberg, grob geschätzt, auf mindestens 50 000 ha Wein gebaut. Nach der vorzüglichen kurpfälzischen Statistik von 1775 betrug damals der Anteil der Weinbaufläche an der landwirtschaftlichen Nutzfläche (ohne Weiden) 3,8 %. Die bedeutendsten Weinbau- und Weinhandelsstädte im rechtsseitigen Oberrheingebiet waren Weinheim, Heidelberg, das speyerische Bruchsal, denen weiter südlich in der Ortenau Oberkirch und Offenburg folgten, im Breisgau Freiburg, Breisach, Staufen sowie im Markgräflerland Sulzburg und Müllheim. Im Weinbaugebiet um Breisach (Kaiserstuhl und Tuni-Berg) nahmen die Rebflächen über 20 % der landwirtschaftlichen Nutzfläche ein. Der Verkauf des vom Hof nicht konsumierten Aufkommens an Weinzehnten (1777 rund 5460 Ohm) machte die badischen Markgrafen zeitweilig zu den größten Weinhändlern in ihrem Lande, östlich von Schaffhausen und bei Stockach begann das ansehnliche Erzeugungsgebiet des »See-

weins«, das sich im 18. Jahrhundert noch an beiden Ufern des Bodensees entlangzog, mit Überlingen, Meersburg und Lindau als Hauptorten des Weinhandels. Noch bedeutender war die Stellung des Neckarweins als Exportgut. Obgleich der Weinbau im 18. Jahrhundert bereits rückläufig war und trotz des sicher erheblichen Eigenverbrauchs der Weinbergsbesitzer, belief sich in Alt-Württemberg der Umsatz im Weinhandel auf mindestens 500 000 Gulden jährlich, von denen obendrein der größere Teil als Exportgewinn verbucht werden konnte (Saldo von Ein- und Ausfuhr nach 1780 rund 300 000 fl). Dabei war Alt-Württemberg nicht der einzige Produzent und Exporteur von Neckarwein, dessen dicht bevölkertes Erzeugungsgebiet im Neckartal nördlich von Horb begann und immer stärker auch die Seitentäler einbeziehend bis etwa an die Jagst-Mündung reichte. Neben Tübingen, Stuttgart, Cannstatt, Schorndorf und Weinsberg, den bedeutendsten württembergischen Weinbau- und Weinhandelsstädten, waren es das habsburgische Rottenburg und die Reichsstädte Reutlingen, Esslingen und Heilbronn, denen ein starker Weinbau eine maßgebliche Rolle in der Weinausfuhr verschaffte. Fast nahtlos schloß sich an das Produktionsgebiet des Neckarweins das des damals sog. Frankenweins an Kocher, Jagst, Tauber und Main an. Weikersheim, Ingelfingen und Künzelsau im Hohenlohischen, Mergentheim, die Residenz des Deutschordenshochmeisters, das zum Bistum Würzburg gehörige Tauberbischofsheim sowie das fürstlich löwensteinische Wertheim bildeten Zentren eines überregionalen Weinhandels und waren zeitweilig Sitz von Faktoreien auswärtiger Weinhandelsgesellschaften. In der Entdeckung der Vorteile der Spätlese lag die bedeutendste Neuerung im Weinbau des 18. Jahrhunderts.

Mehr noch als der Weinbau und Weinhandel erfuhr im Merkantilzeitalter die Einführung und Kultur von neuen Handelsgewächsen eine zunehmende Aufmerksamkeit seitens der Landesherrschaften. Den merkantilistischen Ideen der Zeit folgend und nicht zuletzt in der Hoffnung, die Staatsfinanzen aufbessern zu können, richteten sich die Bemühungen der Landesherren vor allem auf die Verbreitung des Anbaus von solchen Handelsgewächsen, die zur Erzeugung gewerblich-industrieller Produkte unentbehrlich waren, von Importen, die die Handelsbilanz verschlechterten, unabhängig machten und womöglich die eigene Exportsituation positiv beeinflussen könnten. Hierzu zählten besonders der Tabak, der die Färberröte liefernde Krapp und der Maulbeerbaum. Seine Blätter waren die Nahrung der Seidenraupe.

*Tabak*, dessen Anbau am frühesten für die Grafschaft Hanau und die Kurpfalz zu belegen ist und dort schon im 17. Jahrhundert verbreitet war, wurde zu einem der bevorzugten Objekte kameralistischer Fiskalpolitik. Tabakbau, Tabakhandel und die »Tabakspinnerei« erlebten zuerst in der Grafschaft Hanau-Lich-

tenberg eine frühe Blütezeit. Schon Ende des 17. Jahrhunderts entstand in Hanau die erste großbetrieblich organisierte Tabakfabrik. Im badischen Unterland war es fürstlicher Wille, der den Bauern 1718 die Anpflanzung von Tabak befahl. Für Württemberg ist das Aufkommen des Tabakbaus nach 1700 nachzuweisen. Vom nassauischen Lahr aus, einer protestantischen Enklave in katholischer Umgebung, sorgten Kaufleute für die rasche Ausbreitung des Tabaks in der Ortenau. Verbote gegen den Tabakkonsum ließen jedoch in katholischen Territorien Tabakbau und -industrie nur langsam aufkommen. Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts war in den österreichischen Vorlanden Tabak selten zu finden.

Der Siegeszug der in Südeuropa beheimateten Krapppflanze, deren Wurzeln das geschätzte Türkischrot lieferten, begann ebenfalls in der Kurpfalz und griff von dort auf die badischen Lande über. Mannheimer »Industriellen« war die Einführung des Krapps beiderseits der Neckarmündung zu danken. Die leichten Böden links und rechts des Rheins, von Mannheim bis Speyer und Karlsruhe, wo französische Kolonisten ihren Sitz hatten, entwickelten sich zum wichtigsten Erzeugungsgebiet des Krapps. Auf Initiative des badischen Landesherrn konstituierte sich in Durlach 1755 eine besondere Krappbaugesellschaft, die eigene große Pflanzungen unterhielt. In den österreichischen Vorlanden und in Württemberg blieb demgegenüber allen Versuchen, den Krapp heimisch zu machen, kein nennenswerter Erfolg beschieden. Als bedeutende Krappexporteure traten im 18. Jahrhundert nur die Pfalz und Baden in Erscheinung.

Ein kostspieliges merkantilistisches Lieblingsprojekt, dem jahrelang emphatisches Lob gesungen worden war, das aber letzten Endes die prophezeiten glänzenden Erwartungen enttäuschte, bildete die *Seidenkultur*. Mit oft großzügiger landesherrlicher Unterstützung wurden Maulbeerbaumpflanzungen aus dem Boden »gestampft«, bereits seit 1721 in Württemberg. Größere Maulbeerbaumpflanzungen entstanden im 18. Jahrhundert bei Cannstatt und Ludwigsburg. Kurfürst Karl Ludwig ließ in der Pfalz eine Maulbeerallee zwischen Heidelberg und Schwetzingen anlegen. Doch erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verhalf die sachkundige Beratung durch italienische »Seidenbauer« und ausgeübter staatlicher Zwang gegenüber einer opponierenden Bevölkerung der pfälzischen Maulbeerkultur zu einem wohl kaum erwarteten Aufschwung. 1778 wurden rund 50 000 Maulbeerbäume gezählt (1749: 18 446). Heidelberg bildete den Mittelpunkt des Seidenbaus. Auch in Baden erfreuten sich die Maulbeerzucht, besonders die Plantagen in der Nähe Karlsruhes, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts des besonderen Interesses des Hofes. Bei Freiburg erfuhr die Maulbeerkultur die Förderung des Breisgauer Adels (1758). Trotz aller gewährten Förderungen widersetzte sich die Bevölkerung stets der befohlenen Maulbeerkultur.

Unter dem Einfluß der französischen Revolution kam es in der Pfalz zur offenen Empörung und zur Devastation der Anlagen.

Weit mehr als die zumeist von der Obrigkeit geförderten Sonderkulturen holten zwei herkömmliche Industriegewächse Geld ins Land: die *Faserpflanzen* Hanf und Flachs. Flachsbau sowie Flachs- und Garnhandel stellten seit dem Mittelalter eine »Hauptnahrung« Schwabens und die Grundlage seiner sich auf den heimischen Rohstoff stützenden blühenden Leinenindustrie dar. Flachs wurde fast überall dort gebaut, wo der Wein und andere Sonderkulturen nicht gediehen und ein gebieterischer Zwang zur Erschließung zusätzlicher Erwerbsquellen bestand: zumeist in den Tälern des Nord- und Südschwarzwaldes, des Mainhardter und Welzheimer Waldes, der Schwäbischen Alb, an der oberen Jagst, auf den Fildern, in den Donau- und Illerniederungen und im südlichen Oberschwaben (im Raum Biberach, Leutkirch, Isny und Tettnang). Etwa 1-2 % der landwirtschaftlichen Nutzfläche innerhalb der Grenzen des späteren Königreichs Württemberg war dem Anbau von Faserpflanzen eingeräumt, wobei der Flachs vorherrschte. Wenngleich der größere Teil der Ernte im Lande selber zu Leinwand verarbeitet wurde, gingen dennoch im 18. Jahrhundert zunehmende Mengen an Rohflachs, überwiegend jedoch versponnenes Garn außer Landes, hauptsächlich aufgekauft von Schweizer Händlern zum Nachteil der heimischen Produktion. Hauptumschlagplätze des schwäbischen Garnhandels waren etwa 40 Garnmärkte von überlokaler Bedeutung, die zumeist in den Städten mit ausgedehnter traditioneller Leinenindustrie abgehalten wurden.

Im Oberrheintal – in Baden, in der Ortenau und im Breisgau – verlagerte sich der Anbau von Faserpflanzen auf den Hanf, der dank einer immer stärkeren ausländischen Nachfrage bald eine dominierende Stellung einnahm. Flachs, so berichteten die Quellen, würde dort nicht oder nur schlecht geraten. Schon 1735 exportierte Baden-Durlach an erster Stelle Hanf im Wert von 20-30 000 fl, während Flachs eingeführt werden mußte. Hanfbau und Hanfhandel bildeten die wohl einträglichste Erwerbsquelle in 26 Gemeinden der gut verwalteten Grafschaft Hanau-Lichtenberg, die wirtschaftlich mehr nach dem Elsaß als nach dem rechten Rheinufer ausgerichtet war. Einer der bedeutenden Hanfmärkte im Ortenauer Hanfbaugebiet befand sich in dem zum Bistum Straßburg gehörigen Städtchen Ettenheim. Von der Verbreitung des Hanfbaus zeugten ferner die in Statistiken des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts zahlreich erwähnten Hanfreiben von Schriesheim in der Kurpfalz im Norden bis zum badischen Schopfheim und habsburgischen Aach (Landgrafschaft Nellenburg) im Süden. Badischer Hanf ging in großen Mengen nach Holland, der der österreichischen Vorlande fand in der Schweizer Leinenindustrie, die sich auf die Herstellung

von qualitativ hochwertigem Hanfleinern spezialisiert hatte, seinen bedeutendsten Abnehmer. Überall mehrte die gestiegene Nachfrage nach Flachs- und Hanfgarn die Neigung der Landwirte zur Ausweitung des Anbaus von Faserpflanzen, der vor allem dort Erfolg beschieden war, wo man sich um den Flurzwang nicht zu kehren brauchte.

Nach sachkundigen Schätzungen belief sich im 18. Jahrhundert der Warentransport auf dem Rhein nach Holland auf jährlich etwa 100 Mill. fl. An diesem Exportvolumen besaß der großartige Aufschwung des Schwarzwälder *Holzhandels* einen Anteil von ungefähr einer Mill. Gulden. Eigentlich erst im 18. Jahrhundert entdeckte man im waldreichen Südwestdeutschland den großen finanziellen Gewinn, der aus dem Holzhandel und Holzexport zu ziehen war. Den herkömmlichen Großverbrauchern von Holz, den Eisenwerken, Papiermühlen und Glashütten erwachsen erstmals in der ständig steigenden, die Preise hochtreibenden Nachfrage nach Nutzholz eine ernst zu nehmende Konkurrenz. Zum größten und zahlungskräftigsten Nachfrager nach Schwarzwaldholz entwickelte sich Hollands blühende Schiffsbauindustrie. Um 1800 erbrachte eine »Holländer-Tanne« den respektablen Preis von 27-30 Gulden (1758: 4-5 fl.). Bedeutende Einnahmen erzielten aus der Hollandflößerei nicht nur Schiltach, Wolfach und die Bauern aus dem freien Reichstal Harmersbach. In Holzhandel und Holzflößerei, die jahrhundertlang nicht über den zunftmäßig oder genossenschaftlich organisierten Kleinbetrieb hinausgekommen waren, zeigten sich mit dem Eindringen von Handelskapital und dem Übergang zu einer auf Gewinnmaximierung abzielenden Waldwirtschaft erste Ansätze zu großbetrieblichem Zusammenschluß. Die Flößercompagnien in Calw und Pforzheim waren Beispiele dafür. Im Murgtal (Gernsbach) waren die großen Bauern selber Waldbesitzer, Eigentümer der Sägen, Schiffer und Holzhändler zugleich. Im 18. Jahrhundert gab es kaum einen Schwarzwaldfluß, der nicht der Holzflößerei diene. Demgegenüber beschränkte sich die gewerbliche Holzflößerei in Oberschwaben im wesentlichen auf die Iller (einschließlich Triftflößerei) und nahm die auf der oberen Donau erst von Ulm aus ihren Anfang.

Das merkantilistische Bestreben, den Geldvorrat im Lande zu mehren, äußerte sich besonders in den zahlreich unternommenen Versuchen, den *Bergbau* zu beleben und den Abbau erhoffter mineralischer Schätze zu fördern. 1702 betrug der badische Bergbauetat nur 350, 1791 ungefähr 1300 fl. Meist aber standen die Resultate in keinem Verhältnis zu den nicht selten jahrzehntelang aufgewandten hohen Kosten, so daß die Mehrzahl der in Angriff genommenen Bergbauprojekte wieder aufgegeben wurde. Neue Hoffnungen verknüpften sich mit der seit alters zwischen Kaiserstuhl und Neckarmündung betriebenen Rheingoldwäscherei. Sie erfüllten sich nicht, aber erloschen auch nicht. Von

1746 bis 1765 brachte die badische Rheingoldwäscherei einen durchschnittlichen Jahresertrag von rund 1100 fl. Kein südwestdeutsches Territorium vermochte seinen Bedarf an Edelmetallen, an Gold und Silber trotz aller bergbaulichen Bemühungen aus eigenen Vorkommen zu decken. Die badischen Markgrafen ließen silber- und bleihaltige Erze in den Gruben bei Sulzburg, Müllheim und im Revier Freiamt (Emmendinger Vorberge) abbauen. In Vorderösterreich wurde Erz im Hofgrund bei Freiburg, im Untermünstertal, im Todtnauer Bann und bei Bleichheim (Bleiglanz) geschürft. Ein Bleibergwerk war bei Prinzbach in der Grafschaft Hohengeroldseck bis in die 90er Jahre des 18. Jahrhunderts in Betrieb. In den fürstenbergischen Gruben bei Haslach, Hausach und Wolfach wurde größtenteils im 18. Jahrhundert der Abbau wieder aufgenommen. Auch Württembergs Herzöge hofften sich vom »Bergsegen« finanziellen Gewinn und betrieben unter erheblichem Kostenaufwand den Abbau von Silber-, Kupfer- und Bleierzen in Bergstollen des Schiltacher Tals, bei Hornberg, Sulzbach, Alpirsbach und Christophstal im württembergischen Schwarzwald. An der Erzgewinnung bei Bulach im Nordschwarzwald waren Calwer Handelshäuser beteiligt. In der Kurpfalz wurden bei Eschelbronn Silber-Bleierze und bei Nußloch, Großsachsen und Hohen-sachsen zinkhaltiger Galmei gewonnen. Ein greifbarer Erfolg zeigte sich bei den bergmännischen Bestrebungen, soweit sie den Nichteisenmetallen galten, eigentlich nur in Gestalt der auf Kobalterzen gegründeten Blaufarbenwerke der Fürsten von Fürstenberg in Wittichen, der Calwer Zeughandlungscompagnie in Alpirsbach (seit 1710) und des Abtes von Gengenbach bei Nordrach (Holzhack).

Eine neue Blütezeit erlebte in der Merkantilepoche die bodenständige Eisenerzgewinnung und Eisenverarbeitung Südwestdeutschlands. Die *Eisenwerke* in den badischen Oberlanden (Kandern, Hausen und Oberweiler) wurden so in die Höhe gebracht, daß sie in den 80er Jahren mit einem Reingewinn von fast 30 000 Gulden arbeiteten. Es rentierte sich auch das von Markgraf Karl Wilhelm von Baden angelegte Eisenwerk bei Pforzheim. Alt-Württembergs Eisenwerke (Ludwigstal, Christophstal und Königsbronn) verbesserten in den 80er Jahren die Handelsbilanz des Landes um 40 395 fl. In der Bilanz von 1795 wurde die Eisenausfuhr einschließlich der der Nagelschmieden auf 50 000 fl beziffert. Auf den Eisenexport waren auch die drei Eisenwerke der Fürstpropstei Ellwangen (Abtsgemünd, Unterkochen und Wasseralfingen) ausgerichtet. Sofern abbaufähige Eisenerzvorkommen vorhanden waren und die Eisengewinnung Nutzen versprach, waren es bezeichnenderweise in erster Linie die Territorialherrschaften selber, die sich am Aufbau und Betrieb von Eisenwerken engagierten und nicht selten in eine unternehmerische Tätigkeit hineinwuchsen. Beispiele des starken landesfürstlichen Interesses an der Eisenindustrie waren das Eisenwerk der Grafen von Öttingen in

Aufhausen (bis 1727), das der Fürsten von Hohenlohe in Ernsbach, das 1708 entstandene fürstlich Hohenzollernsche Hüttenwerk in Lauchertal, die Eisenwerke der Fürsten von Fürstenberg in Hammereisenbach, Eberfingen (bis 1761) und Tiergarten und das der Grafen von Montfort in Langenargen (Bodensee).

Der auffallende Schwerpunkt der südwestdeutschen Eisenhüttenindustrie des 18. Jahrhunderts lag im südlichen Schwarzwald und dem bis an den Rhein und den Bodensee reichenden Schwarzwaldvorland. Den Rang des bedeutendsten Eisenexporteurs behaupteten dort die österreichischen Vorlande (Breisgau, Obere Grafschaft Hohenberg und Landgrafschaft Nellenburg) mit den Eisenwerken Kollnau und Schramberg, dem Schmelzwerk Harras (Heuberg), den Hütten- und Hammerwerken Wehr, Säckingen, Murg, Laufenburg, Albruck, Kuterau, Tiefenstein sowie Zizenhausen und Bärenthal bei Stockach. Der Bau von größeren Hammerwerken mit gesteigerter Kapazität seit Ende des 17. Jahrhunderts führte andererseits zum Untergang der zahlreichen kleinen Hammerschmieden um Säckingen. Wegen des höheren Rohstoffbedarfs der Großbetriebe machten sich häufiger Schwierigkeiten in der Erz- und Eisenversorgung bemerkbar. Das Eisenwerk Kollnau bezog zeitweilig Eisenmasseln vom Niederrhein; andere Werke am Oberrhein verhütteten Erz aus Schweizer Gruben. Dennoch war Südwestdeutschland – insgesamt gesehen – noch im 18. Jahrhundert imstande, seinen Bedarf an Eisen aus der eigenen Produktion zu decken. Zahlreiche Hammerwerke zwischen Main und Bodensee, Blechhämmer, Nagel- und Löffelschmieden, Drahtzüge (Schopfheim, Falkensteig, Heidenheim), Geschirr- und Kettenschmieden bezeugten darüber hinaus das Gewicht, welches der heimischen Eisenverarbeitung im damaligen Wirtschaftsleben zukam, und sorgten nicht nur für die Befriedigung der Nachfrage nach Eisenerzeugnissen in ihrem nahen Umland, sondern waren teilweise auf die Ausfuhr ihrer Produkte angewiesen. Obwohl abseits von den traditionellen Standorten der Eisenindustrie gelegen, gelang es dem badischen Markgrafen Karl Friedrich, 1778 in Rastatt eine bedeutende »englische« Stahlfabrik anzusiedeln. Durch flexible Anpassung an die wechselnde Marktnachfrage nach englischen Modestahlwaren war ihr Aufschwung gewährleistet. Einen frühen Vorposten der englischen Stahlquinquillieren bildete seit 1767 gewissermaßen auch die jahrelang aus der badischen Staatskasse subventionierte Pforzheimer Uhren- und Bijouteriefabrik, bei der sich allerdings bis 1775 allzu stark die möglichen Schattenseiten einer engen Verbindung zwischen Staat und Industrie zeigten.

Allen unternommenen Suchaktionen nach abbaufähigen *Salzvorkommen* zum Trotz blieb Südwestdeutschland im 18. Jahrhundert bis auf wenige, kleine Inseln der Eigenversorgung von auswärtiger Salzeinfuhr abhängig. Vom Salzhandel lebte seit dem Mittelalter nur

die Reichsstadt Hall, deren Saline den Wohlstand der Stadt mitbegründete und ihr eine eigene Note unter den schwäbischen Städten gab. Gering war die Ausbeute der einzigen altwürttembergischen Saline Sulz am Neckar, da das dort vorhandene mächtige Salzlager erst im 19. Jahrhundert erbohrt wurde. Enttäuschend verliefen die 1763 aufgenommenen Versuche der Salzgewinnung auf dem Territorium der Reichsstadt Wimpfen und die auf ansbachischem Gebiet im Bretachtal (seit 1755). Die Fürsten von Hohenlohe unterhielten für einige Zeit einen kleinen Salinenbetrieb bei Weisbach (Kocher). Die Saline Clemenshall bei Offenau verdankte der unternehmerischen Aktivität des Deutschmeisters Clemens August und privaten Teilhabern 1754 ihre Entstehung, die Saline in Bruchsal 1748 der des speyerischen Bischofs. Im fürstenbergischen Rippoldsau wurde erst seit 1790 Salz gewonnen, in Dürnheim seit 1820. Die Kurpfalz verfügte über die bedeutenden linksrheinischen Dürkheimer Salinen, rechts des Rheins seit 1762 nur über die wenig leistungsfähige Saline Mosbach. Eine Versorgung mit eigenem Salz dürfte lediglich in den bis Jagst und Tauber reichenden Territorien des Erzbischofs von Mainz und des Bischofs von Würzburg (Kissingen) gewährleistet gewesen sein. Bis ins 18. Jahrhundert deckten fünf Salinen (Orb, Soden im Taunus, Soden bei Aschaffenburg, Soden bei Salmünster und Wisselsheim) den Salzbedarf von Kurmainz, das zum höheren Nutzen des »Aerariums« die Beschaffung von auswärtigem Salz unterband.

Zum Bereich der Urproduktion zählte auch ein zumeist wenig beachteter und dennoch an der Ausfuhr nicht unwesentlich beteiligter Erwerbszweig: die Herstellung von Gips, eines der wichtigen Baustoffe des 17./18. Jahrhunderts. Die Stadt Basel bezog Gips und Steine aus dem badischen Oberland. Gips wurde ebenfalls exportiert aus dem hohenzollernschen Fürstentum, aus der habsburgischen Niederen Grafschaft Hohenberg am Neckar und aus dem nördlichen Württemberg. Das Geschäft mit dem Gips blühte nicht minder in der Reichsstadt Heilbronn. In der württembergischen Handelsbilanz von 1795 war der Exportgewinn des Landes aus der Gipsausfuhr mit 30 000 fl veranschlagt.

Auf heimischem Rohstoff basierte ebenfalls die aus dem Mittelalter überkommene, wenig seßhafte Glasmacherei Südwestdeutschlands. Die zwischen 1770 und 1780 betriebenen *Glashütten*, insgesamt 24, waren überwiegend Gründungen des 18. Jahrhunderts, wobei die Initiative hierzu meist von landesherrlicher Seite, den Waldbesitzern, ausgegangen war. Auffallend war der starke Anteil der geistlichen Herrschaften und Klöster an den Neugründungen. Wie vor alters konzentrierte sich die Glasproduktion vor allem im Schwarzwald (acht Glashütten). Aus dem 17. Jahrhundert stammte die Hütte Bubenbach. Die Glashütte Aeule (St. Blasien) wurde 1716 gegründet, die in Nord-

lach (Kloster Gengenbach) 1705, die in Herrenwies 1724, die Rindenschwendersche Glashütte in Gaggenau um 1771, die im württembergischen Schwarzwald gelegene Hütte Buhlbach 1760 und die im nahen Schönmünzach um 1750. Bereits 1634 von den Fürsten von Fürstenberg ins Leben gerufen, wurde die Rotwasserglashütte 1723 nach Herzogenweiler verlegt. Der zweite traditionelle Standort der südwestdeutschen Glasindustrie befand sich im Mainhardter Wald mit sieben Betrieben: die Hütte Glaslautern der Grafen von Löwenstein, die vier Glas- bzw. Spiegelhütten des württembergischen Kirchenrats (Neufürstenhütte 1695/96 bis 1771, Jux seit 1700, Spiegelberg seit 1705, Joachimstal seit 1720) sowie die privaten Hütten in Liemannsklingen und Erlach (seit 1737). Außerhalb der beiden bevorzugten Erzeugungsgebiete wurde die Glasmacherei in weiteren neun Hütten betrieben: im pfälzischen Seidenbach (Odenwald), für einige Jahrzehnte in Peterstal bei Heidelberg, ferner in Waldhausen bei Buchen (reichsritterschaftlicher Besitz), in Rosenberg (Fürstpropstei Ellwangen), wahrscheinlich bei Waldenbuch am württembergischen Schönbuch, seit 1708 auf Hof Ehrenfels – eine Gründung des Klosters Zwiefalten – ebenfalls seit 1708 in Eisenbach (Kloster Isny), seit 1720 in Schmidtsfelden bei Isny (Grafschaft Waldburg) und in der Glashütte des Gotteshauses Wald (Fürstentum Hohenzollern).

In der Glasmacherei besaß Südwestdeutschland eine Industrie, die nie in die starren Fesseln des Zunftwesens geschlagen war. Abhängig zwar von den Waldherren, die Waldbezirke zur Holznutzung zuwiesen, waren die Glasmacher meist unter sich in Genossenschaften organisiert. Um den Absatz der Glaswaren außerhalb der Erzeugungsgebiete zu verbessern, schlossen sich die Glasträger des Schwarzwaldes im 18. Jahrhundert zu kleinen Gesellschaften zusammen und gründeten regional gegliederte Trägercompagnien in Straßburg (1779, Föderer u. Co.) für das Elsaß, in Stuttgart für das schwäbische Absatzgebiet und in Lenzkirch für den pfälzischen Raum. Württembergs Glashütten stellten Gebrauchsglas von minderer Qualität her, das weder den Inlandsbedarf deckte noch auf ausländischen Märkten konkurrenzfähig war. Nur die Spiegelherzeugung der kirchenrätlichen Spiegelhütten erschien zumindest in Württembergs Handelsbilanz als Aktivposten. Er war teuer erkaufte. Als Regiebetrieb hatten sie von 1701 bis 1783 einen von der Staatskasse getragenen Verlust von rund 725 000 Gulden gekostet. Offenbar war man der Konkurrenz der bedeutenden fränkischen Spiegelfabrikation nicht gewachsen.

Wegen seines Holzreichtums, seiner vielen natürlichen Wasserkräfte und infolge der steigenden Nachfrage nach Papier besaß Südwestdeutschland bereits in früher Neuzeit eine blühende *Papierindustrie*. Binahe in jedem Jahrzehnt kam es seit dem 16. Jahrhundert zur Gründung neuer Papiermühlen, deren Standort – das Vorhandensein von billiger Wasser-

kraft vorausgesetzt – sowohl rohstoff- als auch marktorientiert war. Dank der zunehmenden Schriftlichkeit in der Verwaltung und im Geschäftsleben, der Ausdehnung des Buchdrucks – repräsentiert zuerst durch Druckereien in den Universitäts- und größeren Residenzstädten – also wegen der sich insgesamt ausweitenden schriftlichen Kommunikation in der Gesellschaft wuchs ständig der Bedarf an Papier und riß deshalb auch im 18. Jahrhundert die Gründungswelle neuer Papiermühlen nicht ab. Mit rund 80 Papiermühlen, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zwischen Main und Bodensee, zwischen Rhein, Jagst und Iller in Betrieb waren, stellte die Papiermacherei der Zahl der Erzeugungsstätten nach den stärksten nicht zünftlerisch gebundenen und auf die Anwendung von Maschinen angewiesenen Erwerbszweig Südwestdeutschlands dar. Erkennbare Schwerpunkte der Papierindustrie waren der Lauf des oberen Neckars und seine Nebenflüsse, die Seitentäler der oberen Donau und das südliche Oberschwaben, der Raum Biberach, Lindau, Ravensburg. Oberschwaben exportierte seit alters Papier; in Baden zählte Papier im 18. Jahrhundert zu den Importgütern. Württemberg kaufte viel Papier aus Esslingen, Reutlingen und Ravensburg.

Als unentbehrlichen Zulieferern der Glas-, Papier- und Textilherstellung, der Pulvermühlen (um 1770: 20) und der Gerbereien kamen den frühen Vorläufern der chemischen Industrie eine wachsende Bedeutung zu. Zu ihnen gehörten die Pottasche- und Salpetersiedereien, die Alaun- und Vitriolfabriken, die Kienrußschwelereien, die Sauerkleesalzhersteller im Murgtal, die Harz- und Pechkocher im gesamten Schwarzwald, insbesondere um Altensteig und im Renchtal, die schon erwähnten drei Blaufarbenfabriken und nicht zuletzt die ebenfalls erst im 18. Jahrhundert aufkommenen Krappfabriken. Obwohl es sich meistens um Kleinbetriebe mit wenig Arbeitskräften handelte, ließen sie sich schon wegen der großen Anzahl an vorhandenen Betrieben keineswegs als bedeutungslos abtun. Der jährliche Kapitalumschlag eines Teerofens im Murgtal wurde auf 1260 fl berechnet.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts beschäftigten sich in Südwestdeutschland, vorwiegend im Schwarzwald, im schwäbisch-fränkischen Waldgürtel und in den Wäldern der Alb, mindestens 500 Pottaschesieder mit dem Auslaugen von Holzasche. Vorderösterreich und Baden lieferten Pottasche in die Schweiz und an die Textilhersteller im Elsaß. Pottaschesieder im Fürstentum Hohenzollern unterhielten mit St. Gallen enge Geschäftsverbindungen. Auch die Nachfrage nach Salpeter für die Pulverherstellung war groß, wenngleich die *Salpeterer* am Oberrhein und im Fürstbergischen häufig zu den Ärmsten der Armen zählten, wenig geachtet und ob ihrer Beschäftigung kaum beneidet. Dennoch verstanden sich einige von ihnen als Unternehmer und beanspruchten für sich die zeitgenössische Bezeichnung *entrepreneur*. Die Ausfuhr von Harz,

Pech, Terpentin und Wagenschmiere von Egenhausen und anderen Orten des Altensteiger Oberamts schätzte die württembergische Handelsbilanz Ende des 18. Jahrhunderts auf 25 000 fl.

Der Alaun-Vitriol-Bergbau bzw. die Verhüttung von Schwefelkiesen stellten die Rohstoffgrundlage für die wenigen Alaun- und Vitriolwerke Südwestdeutschlands bereit, für das ansbachische in Crailsheim – gegen Ende des 18. Jahrhunderts von Alexander von Humboldt geleitet – die 1780 gegründete chemische Fabrik in Gaildorf (Grafschaft Limburg), sowie für die Vitriolfabriken in Nordrach (Kloster Gengenbach) und Schwärzenbach (St. Blasien), zu denen sich um die Wende zum 19. Jahrhundert noch einige weitere Werke gesellten. Die Verwendung von sizilianischem Schwefel zur Herstellung von rauchender Schwefelsäure war erst dem 19. Jahrhundert vorbehalten.

Pflege und Ausdehnung des Krappbaus im 18. Jahrhundert brachten die Krappfabriken (Krappmühlen) empor, von denen für 1780 vier in der rechtsrheinischen Kurpfalz (in Mannheim, Handschuhsheim Heidelberg, Bretten) und weitere vier im badischen Unterland (in Durlach, Grötzingen, Mühlburg, Gaggenau) bezeugt sind. Von badischen Unternehmern gelegentlich im benachbarten Württemberg gegründete Krappfabriken wollten trotz herzoglicher Privilegierung nicht gedeihen. Als industrielle Schöpfungen des Merkantilzeitalters – zu den Vorläufern der chemischen Industrie zählend – konnten ferner die Puder- und Stärkefabriken (insgesamt acht) gelten, die vom Standort her mehr die Nähe des größeren städtischen Markts bevorzugten. Die nachweislich erste Puderfabrik südlich des Mains wurde von einem privaten Unternehmer 1730 in der Reichsstadt Schwäbisch Hall ins Leben gerufen. 1752 begann eine Puderfabrik im badischen Lörrach die Produktion. Mit Unterstützung Herzog Karl Eugens sollte diesem Fabrikationszweig auch in Württemberg Eingang verschafft werden. Das Vorbild einer privaten Stärkefabrik in Kochendorf bei Wimpfen (Ritterkanton Odenwald), die seit Jahren den Frankfurter Markt mit diversen Pudererzeugnissen beliefert hatte, stand dabei Pate. 1775 nahm die erste württembergische Puderfabrik als Regiebetrieb auf dem herzoglichen Schloßgut Hohenheim bei Stuttgart die Produktion auf, ein nur kurzlebiges Unternehmen, das dem Konkurrenzdruck der offenbar mit weniger Risiken behafteten handwerklichen Pudermacherei um Stuttgart nicht gewachsen war. Günstiger entwickelten sich die teils späteren Fabrikgründungen in Mannheim, Heidelberg, Rastatt und Freiburg. Den innovatorischen Effekten des Merkantilzeitalters war ebenfalls die Entstehung der Wachs- und Lichterfabriken (Heidelberg und Mergentheim) sowie der Siegelackfabriken (Frankenthal, Durlach, nach 1780 Ravensburg) zuzuschreiben.

So sehr auch das Vorbild früher Industrie Gründungen und das Beispiel einiger städtischer Industrieinseln

zum Nach- und Wetteifer anregten, stützte sich dennoch der schwäbische Gewerbefleiß bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hauptsächlich auf seine traditionelle, zünftlerisch gebundene Leinen- und Zeugweberei und seine gleichfalls handwerklich betriebene Gerberei. Gegen Ende des Jahrhunderts bildeten Leinenerzeugnisse im Wert von 564 000 fl nach dem Viehexport das wichtigste Ausfuhrgut Alt-Württembergs. Danach folgte fast gleichrangig mit dem Weinhandel die Ausfuhr von Wollprodukten. Hauptstandorte der württembergischen *Leinenweberei* waren die Albstädte Urach, Blaubeuren, Laichingen, Münsingen und Heidenheim mit ihrem dörflichen Einzugsbereich, im Albvorland die Städte Kirchheim, Tübingen und Nürtingen, der anschließende Filder-Raum und Böblingen sowie nördlich von Stuttgart das Gebiet um Backnang, Schorndorf und Welzheim. Auch die anderen Zentren der schwäbischen Leinengewerbe behaupteten nach wie vor um die Mitte des 18. Jahrhunderts ihre seit dem Mittelalter überkommene führende Stellung in der süddeutschen Leinwanderzeugung. Noch blühte das Geschäft mit der Leinwand in der Reichsstadt Ulm, in der Fürstpropstei Ellwangen, der habsburgischen Niederen Grafschaft Hohenberg (Rottenburg) und in den ober-schwäbischen Reichsstädten Biberach, Ravensburg, Leutkirch, Isny, Wangen und Lindau, die ihre wirtschaftliche Geltung in erster Linie der begehrten Schwabenleinwand verdankten. Von der Verbreitung des Textilgewerbes zeugten nicht zuletzt die insgesamt etwa 50 gut beschickten Verkaufsbleichen für Leinwand und Tuch (ausgenommen hierbei die zahlreichen Haus- und Bauernbleichen), die um 1780, verstreut über das ganze Land, jedoch sich häufend im schwäbischen Raum existierten. Grundlegende Änderungen waren im 17./18. Jahrhundert in der Absatzorganisation der Handelsleinwand, in den Qualitätsansprüchen, in der fortschreitenden Umbildung der Verkaufs- in eine Lohn- und Kundenweberei und in dem stärkeren Gewicht des Verlagssystems eingetreten, das sich zwischen die Produzenten und Konsumenten schob. Das Auslandsgeschäft beherrschten weitgehend die teilweise mit herzoglich-württembergischer Beteiligung entstandenen Leinwandhandlungscompagnien der Albstädte sowie kapitalstarke Lindauer und Schweizer Handlungshäuser, an die das reichsstädtische Kaufmannskapital seine einst führende Rolle beim Leinwandabsatz abtreten mußte. Die Kaufleute waren die eigentlichen Unternehmer. 1788 exportierte die Uracher und Heidenheimer Compagnie 2 254 236 Ellen Leinwand.

Die den endgültigen Verfall des Leinengewerbes herbeiführende Konkurrenz, das Aufkommen billigerer Baumwollgewebe und die grundlegende maschinelle Umwälzung des gesamten Produktionsprozesses, zeigte sich bis 1780 noch recht zaghaft, obwohl in Augsburg, dem Zentrum der schwäbischen *Baumwollindustrie*, 1788 bereits 9 Zitz- und Kattunfabriken bestanden.



Das Beispiel der augsburgischen und elsässischen Unternehmen vor Augen regte zwar auch in Südwestdeutschland die Gründung von Baumwollfabriken an, von längerem Bestand blieben aber wenige Unternehmen, bezeichnenderweise nur die, welche aus erfahrener privater Unternehmerinitiative hervorgingen. Zum Zentrum der badischen Textilmanufaktur entwickelte sich frühzeitig der Raum um Lörrach. Ein vertriebener Berner Fabrikant legte 1753 in Lörrach eine Indiennefabrik (für bedruckte Baumwollstoffe) an. Im nahen Binzen wurde 1765 ein zweites Unternehmen dieser Art gegründet. Die ersten Kattun- und Zitzfabriken Alt-Württembergs (Sulz, 1754 und Heidenheim, 1766) verdankten zwei namhaften Unternehmerfamilien ihre Entstehung, den Sulzer Meebolds und den Schüles aus Augsburg. J. H. Schüle führte in Württemberg den Kattundruck ein, Meebold die noch handbetriebene Baumwollspinnerei, die im badischen Schopfheim schon 1737 zu einer Manufakturgründung geführt hatte. 1759 privilegierte der Fürstabt von Kempten in seinem Fürststift eine Baumwollspinnerei und eine Kattunmanufaktur, an der er sich selber mit einer Einlage von 12 000 fl beteiligte. Um die gleiche Zeit entstanden Kattunfabriken in Lindau und Leutkirch, es folgten mit zeitlichem Abstand die im vorderösterreichischen Säckingen, Zell i. W., in Zitzenhausen und in Konstanz. Schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts machte Markgraf Carl Wilhelm Friedrich von Ansbach mit Erfolg die Kattunfabrikation in Schwabach heimisch; die Versuche, sie später auch ins ansbachische Crailsheim und ins benachbarte hohenhohische Kirchberg zu verpflanzen, scheiterten nach kurzer Zeit. Auch die von adligen Gutsherrschaften in Matzenbach und Unterdeufstetten (bei Dinkelsbühl) eingerichteten Spinnereien, um den Bewohnern Existenzmöglichkeiten zu schaffen, konnten sich nicht halten. In der Kurpfalz faßte die Baumwollindustrie zuerst in Heidelberg und Lautern (Kaiserslautern) Fuß. Ebenso wie die meisten anderen damaligen Manufakturen der Textilbranche stellten die Kattunfabriken, Vorläufer der mechanischen Baumwollspinnereien und -webereien des 19. Jahrhunderts, eine Kombination von dezentralisiertem Verlag (Hausindustrie) und zentralisierter Manufaktur dar und zeichneten sich daher durch verhältnismäßig hohe Beschäftigtenzahlen aus (1764 Meebold in Sulz rd. 1750 Beschäftigte; 1786 Siamois-Fabrik von Karcher in Lautern: 1643). Überraschend schnell hat sich etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die hausindustrielle Spinnerei und Weberei, vom Schweizer Kaufmannskapital veranlaßt, mit ihren Vorzügen und sozialen Härten im Breisgau und Markgräflerland, im südlichen Schwarzwald, in den Hohenzollernschen Fürstentümern und in der Landvogtei Oberschwaben ausgedehnt. Italienische Hausierer (Savoyarden) hatten die Entwicklung teilweise vorbereitet, die jahrzehntelang vom dezentralisierten Verlagssystem geprägt war und nur langsam zu konzentrierter Fabrikätigkeit fortschritt.

Das allmähliche Vordringen der Baumwolle gab den Anstoß zu vielfacher industrieller Beschäftigung und ließ neue Industriezweige emporkommen, ungeachtet der nach wie vor behaupteten Vorrangstellung der Leinengewerbe. Es entstanden Bandfabriken und Baumwollwebereien (1761 Kirchheim u. T.; 1765 Urach; 1776 Ludwigsburg; 1777 Cappel; 1780 Ebingen und Cannstatt; um 1780 Konstanz; 1784 Göppingen; 1785 Freiburg i. Br. zuvor Kandern; Hausach). Obwohl die Weberei von Barchent (Leinenkette und Baumwollschuß), die einst den Wohlstand der oberschwäbischen Reichsstädte begründet hatte, etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts völlig zum Erliegen gekommen war, versuchten Ende des 18. Jahrhunderts Barchentmanufakturen (1771 Neuenbürg, 1776 Weinsberg), ältere Traditionen wieder aufzugreifen. Baumwolle wurde in die Fertigungsprogramme von kombinierten Hanf-, Leinwand- und Kattunmanufakturen einbezogen (zwischen 1755-88 Emmendingen, 1750-70 Ellwangen, um 1775 Karlsruhe, 1789 Ludwigsburg), die aber meist nicht die Erwartungen erfüllten. Gesicherter schien teilweise der Geschäftserfolg der reinen Leinwandmanufakturen gewesen zu sein (Dietsheim 1721, Dallau bei Mosbach, Erlach 1737, Ihringen 1774, Ulm 1780).

Für die Ausbreitung der *Wollindustrie* besaß Württemberg ein bereits bis in die Anfänge der Merkantil-epoche zurückreichendes Muster: die Calwer Zeughandlungscompagnie. Ihr Aufstieg und Erfolg beruhten – abgesehen von der Verarbeitung heimischen Rohstoffs (Schafwolle) – auf der Umbildung des Tuchmacherhandwerks in eine Hausindustrie, auf dem Vorhandensein eines auf gewerbliche Nebenbeschäftigung angewiesenen zahlreichen Arbeitskräftepotentials im nördlichen Schwarzwald und Schönbuch und auf der weit über die Landesgrenzen reichenden, gut funktionierenden, kapitalkräftigen verlegerischen Absatzorganisation. Während der Konjunkturen des 18. Jahrhunderts exportierte die Compagnie jährlich für etwa 400 000 fl Wollzeuge und überflügelte die anderen schwäbischen Tuchmacherzentren (Backnang, Weil der Stadt, Esslingen, Göppingen, Reutlingen, Rottweil, Horb, Neresheim u.a.). Mit den in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts auftretenden Absatzschwierigkeiten vollzog die Compagnie allmählich auch den Übergang zur spezialisierten fabrikmäßigen Produktionsweise (im Hause der Compagnie), ohne sich jedoch dem Modewechsel und den veränderten Bedingungen des Marktes anpassen zu können. 1797 löste sie sich auf. Eine neue, mit der handwerklichen Tuchmacherei konkurrierende merkantilistische Unternehmensform war seit Beginn des 18. Jahrhunderts aufgekommen, die zentralisierte Tuchmanufaktur. Die Anstöße zu ihrer Gründung gingen in Südwestdeutschland von den Landesherrschaften aus, doch anfangs nicht etwa in der Absicht, die Rendite in der Tuchherstellung zu erhöhen. Entsprechend dem pietistischen, philanthropischen

und volkspädagogischen Eifer der Zeit sollte vielmehr mit der fabrikmäßigen Tuchherstellung und Spinnerei eine typische Armenindustrie geschaffen werden, um Notleidenden, Waisen und Strafgefangenen sozialfürsorgereische Beschäftigung zu gewährleisten und dem zunehmenden Pauperismus, der Bettelnot entgegenzuwirken. Besonders der aufgeklärte Absolutismus betrachtete es als seine Aufgabe, Staatsfürsorge für Hilfsbedürftige zu organisieren und setzte sich – auch im Interesse der Staatsräson – die Erziehung des Untertanen durch Arbeit zur Arbeit zum Ziel. Epochemachend wirkte die Gründung des Franckeschen Waisenhauses in Halle an der Saale, das zur Nachfolge aufforderte. Waisenhäuser wurden seitdem mit Manufakturen verbunden, Kettenstrafanstalten wandelten sich zu Arbeits- und Zuchthäusern. In Südwestdeutschland machte Markgraf Karl Wilhelm von Baden den Anfang, als er 1718 dem Waisen- und Zuchthaus in Pforzheim eine Zeugmanufaktur anschloß. Ähnliche Gründungen von Waisen- und Zuchthausfabriken erfolgten in anderen Territorien: Ludwigsburg (1757), Altbreisach/Vorderösterreich, Mannheim, Hüfingen/Fürstenberg, Bruchsal/Bistum Speyer, Würzburg, Speyer (1769 im Hospital). Von Nachteil erwies sich für die Entwicklung der ihre Kosten selten deckenden Werkanstalten die Verbindung von Waisen- und Zuchthaus, die fast bedingungslose Ausbeutung der Insassen durch Fabrikanten oder durch eine wenig sachkundige Regieverwaltung sowie der Versuch, mehrere Beschäftigungszweige in den Zuchthausfabriken unterzubringen. Wirtschaftlicher Erfolg stellte sich auch in den unabhängig von Zuchthäusern, doch meist mit landesherrlicher Unterstützung gegründeten Tuchmanufakturen (1733 Hechingen, 1750 Schorndorf, 1755 Zweibrücken (Pfalz), 1760 Frankenthal und Offnadingen, um 1775 Karlsruhe) nur dann ein, wenn die Rohstoff- und Kapitalbeschaffung keine Schwierigkeiten bereitete, es nicht an kundigem technischen und kaufmännischem Führungspersonal mangelte und vor allem kontinuierlicher Absatz gewährleistet war. Letztlich hing das Schicksal der Tuchmanufakturen, Stolz von Staaten, Städten und dem Ansehen der Monarchen dienend, vom Bekleidungsbedarf des Hofes, der Staatsdiener und des Militärs (Monturwaren) ab.

In erster Linie erfuhren die für die merkantilistische Epoche typischen *Luxusgüterindustrien* mannigfaltige landesherrliche Förderung. Auch die Produktion für den Luxus der Reichen, präsentiert meist von der höfischen Gesellschaft, sollte Geld ins Land ziehen, die Handelsbilanz aktivieren und für mehr Beschäftigung sorgen. Trotz aller Fehlschläge endeten nicht die kostspieligen Bemühungen, Seidenzucht und Seidenmanufakturen, erklärtes Lieblingskind unter den merkantilistischen Wirtschaftsprojekten, zu »Flor« zu bringen. Von den zahlreich gegründeten Seidenmanufakturen und Florettspinnereien (1593 Stuttgart, 1726 Hanau, 1735 Cannstatt und Ludwigsburg, 1746 Lindau, 1749

Durlach, 1752 und 1762 Heidelberg, 1761 Karlsruhe, 1758 Freiburg, 1765 Elztal, Meßkirch, 1764/65 Mannheim, 1770-73 Frankenthal und Isny, 1771 Biberach, 1774 Ludwigsburg) war nur wenigen eine längere Lebensdauer beschieden. Es mangelte meist nicht am guten Willen, an großzügiger Privilegierung, an tüchtigen Unternehmern, auch nicht an der Beteiligung von Kaufmannskapital und seriöser Wirtschaftsführung. Neben äußeren Katastrophen (Erfrieren der Maulbeerkulturen) führten häufig Absatzstockungen und daher unvermeidlich hohe Lagerhaltungen zum Ruin der Unternehmen. 1798 ging die Frankenthaler Seidenzeugmanufaktur ein und im gleichen Jahr auch die Heidelberger Seidenmanufaktur des Jean Pierre Rigal, deren Hauptmarkt für filierte und gezwirnte Seide London bildete. Nur die hausindustrielle Seidenspinnerei und -zwirnerie, zuerst von Schweizer Häusern namentlich in den Fürstentümern Fürstenberg und Hohenzollern eingeführt, vermochten sich über das 18. Jahrhundert hinaus zu behaupten.

Dauerhafteren Erfolg erzielte ein anderes Lieblingsprojekt merkantilistischer Wirtschaftspflege: die Fayence- und Porzellanfabrikation. Von mannigfaltigem Einfluß auf die Entwicklung der Fayencerie im östlichen Schwaben war die frühe Gründung einer Fayence-Fabrik in Bergen bei Neuburg (Donau) durch einen Koblenzer 1688 und der Aufschwung der Fabriken in Nürnberg und Ansbach (seit 1712). Es folgten Neugründungen in Crailsheim 1715, Oettingen 1735, Göppingen 1741, Künersberg bei Memmingen 1745, Schrezheim bei Ellwangen 1752, Ellwangen 1758, Marktbreit bei Würzburg 1773 und in Würzburg selber 1775. Die Anfänge der Fayenceherstellung im Rhein-Main-Gebiet lagen in Hanau, wo 1661 die erste Fayencefabrik in Deutschland privilegiert wurde, und in Straßburg (seit 1709). Das Beispiel der dortigen Unternehmen spornte zum Nacheifern und regte die Filiation an. 1723 gründete ein Straßburger »Porzellanmacher« mit Unterstützung des Markgrafen Karl Wilhelm von Baden in Durlach eine Fayence- und Tabakpfeifenfabrik. Bereits 1735 exportierte Baden-Durlach nach Hanf an zweiter Stelle Fayence im Wert von 8 - 10 000 fl. Doch seit der Mitte des 18. Jahrhunderts schossen neue Fayencefabriken wie Pilze in die Höhe (1745 Höchst/Kurmainz; um 1750 Gengenbach; 1755 Frankenthal; 1757 Ludwigsburg; 1765 Flörsheim/Kurmainz; 1770 Mosbach und Baden-Baden; 1774 Dirmstein/Bistum Worms; 1784 Dautenstein; 1790 Zell i. H.), um sich selber Konkurrenz und die Absatzmärkte streitig zu machen. Häufig wies der Ursprung der Fayenceindustrie auf das unmittelbare Interesse der Territorialherren oder ihrer nächsten Umgebung hin, fast überall bedurfte sie der landesherrlichen Förderung, zuweilen erheblicher finanzieller Zuschüsse. Dabei galt der industrielle Eifer der minder kostbaren Keramik, dem Surrogat des vielbewunderten Porzellans, dessen äußeren Schein man mit viel Kunst-

fleiß nachzuahmen suchte. Echte Porzellanmanufakturen zählte man in Deutschland Ende des 18. Jahrhunderts insgesamt zwei Dutzend. Seit Gründung der berühmten Meißener Manufaktur 1710 begann an den deutschen Fürstenhöfen die Jagd nach dem »Arcanum«, dem Geheimnis der Herstellung von Porzellanmasse. In Südwestdeutschland wurde in sechs Manufakturen echtes Porzellan fabriziert (seit 1750 Höchst, 1755 Frankenthal; 1757 Ansbach-Bruckberg; 1758 Ludwigsburg; 1767 Gutenbrunn/Pfalz-Zweibrücken; in den 60er Jahren kurze Zeit auch in Ottweiler/Nassau-Saarbrücken). Obwohl die meisten Porzellanfabriken einen Großteil ihrer Erzeugnisse im Ausland absetzen konnten, arbeiteten sie wohl alle mit Verlust, doch wurden sie, nachdem das finanzielle Engagement des Staates getan war, nicht kurzerhand aufgegeben, da zur Schau gestellte Prunkliebe das landesfürstliche Renommee aufwertete.

Andere im 18. Jahrhundert aufgekommene Luxusgüterindustrien, die nicht minder von der plötzlichen Nachfrage nach Luxusgütern und von der Gunst landesherrlicher Protektion zu profitieren hofften, fielen der Staatskasse weniger zur Last, wengleich auch sie wenigstens teilweise staatlichem Engagement ihre Entstehung verdankten: die Ledermanufakturen (Ludwigsburg 1724; Hirsau 1766; Haarlaß bei Heidelberg 1776; Würzburg; Rippür), die Tapetenfabriken (Karlsruhe, Frankenthal, Heidelberg und Mannheim) sowie die Schmuckwarenindustrie. Die fabrikmäßige Produktion von Leder beschränkte sich fast ausschließlich auf die Herstellung von feinem Saffianleder, während die Weiß-, Ober- und Sohlenleder-Bereitung nach wie vor an traditionellen Standorten (Backnang, Stuttgart, Calw, Reutlingen, Altensteig, Nagold und in den Albstädten) handwerksmäßig betrieben wurde und obendrein einen bedeutenden Aktivposten in der Handelsbilanz darstellte. Ausschließlich handwerksmäßig organisiert war bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts auch die Schmuckwarenherstellung. Vor allem der Reichsstadt Gmünd hatte sie zu ihrem Wohlstand verholfen. In und um Freiburg war die Edelsteinschleiferei heimisch, zusammengeschlossen in den Bruderschaften *Borer und Balierer*, von denen zuerst die Quellen um die Mitte des 14. Jahrhunderts kündeten. Erst fürstliche Liebhaberei und die Ansiedlung französischer Schweizer verpflanzte 1767 die Bijouterie, die wohl eigenartigste Luxusproduktion des 18. Jahrhunderts nach Pforzheim. Nach wiederholten Mißerfolgen und reichlich gewährter Staatsfürsorge, zu der auch die *geschenkten Arbeitskräfte* des Waisenhauses zählten, blühte sie dort auf. Neben der ursprünglich staatlichen Bijouterie- und Uhrenmanufaktur, deren Verbindung mit dem Fiskus jedoch 1775 gelöst wurde, entstanden auch einige größere private Unternehmen. Die Abwanderung von Unternehmern (*Les Entrepreneurs en Bijouterie*) und Arbeitern aus Pforzheim kam Nachbarorten und dort erfolgenden Firmengründungen zu-

gute (Dürrmenz, Ludwigsburg, Stuttgart, Schwäbisch Gmünd, Öhringen). 1784 entstand in Konstanz eine der Pforzheimer Fabrik ähnelnde kombinierte Uhren- und Bijouteriemanufaktur. Die Neigung, geringwertigere Schmuckerzeugnisse für ein weniger zahlungskräftiges Publikum herzustellen, zeigte sich in Ansätzen schon in Pforzheim, aber gewann besonders in Schwäbisch Gmünd zum Nacheil des traditionellen Kunsthandwerks die Überhand. Durch die billigere Konkurrenz böhmischer Granatsteine, infolge von Zollordnungen, die die Vorlande gegenüber den anderen österreichischen Staaten benachteiligten, und nicht zuletzt wegen des Aufkommens von Granatimitaten meist aus gefärbten Glasflüssen geriet die Granatschleiferei in Freiburg (1770: 33 Schleifmühlen) und im benachbarten Waldkirch (1781: 28 Schleifmühlen) Ende des 18. Jahrhunderts fast völlig in Verfall. Eine Großschleiferei für Glasflüsse, die erste in Südwestdeutschland, befand sich in Schwäbisch Gmünd.

Ohne staatliche Beihilfe entwickelten sich seit Beginn des 18. Jahrhunderts die Anfänge der bald weltberühmten Schwarzwälder *Uhrenherstellung*, neben der Bürstenmacherei (um Todtnau), der Strohhutflechterei (um Furtwangen), der Löffelmacherei (Herrschaft Triberg) und gelegentlich auch der Stickerei, *die* spezifische Hausindustrie des südlichen Schwarzwaldes. Überhaupt erwies sich ein reglementierendes Eingreifen der Obrigkeit in die Hausindustrie des Schwarzwaldes während der Epoche ihres Entstehens eher als nachteilig. Alles, was nach Zwang aussah, war verhaßt. Mit der Zahl der Meister (um 1740: 31; 1796: rd. 500) nahm die Jahresproduktion in der Uhrmacherei rasch zu (gegen Ende des 18. Jahrhunderts an 100 000 Uhren). Erfindungen und Arbeitsteilung in der Uhrmacherei schufen neue Berufe, das Gewerbe der Uhrenschildermacher und das der Zahngeschirrmacher. Um den Absatz auszudehnen, bediente man sich anfangs der Hilfe der Glasträger- und Strohhuthändlercompagnien und bildete später eigene Händlercompagnien. Zwischen die Uhrmacher, die sich in Genossenschaften zusammenschlossen oder zu dezentralisierten Manufakturen vereinten (Neustadt), schoben sich mit der Zeit noch die Packer oder Spediteure, die an Stapelplätzen (zuerst 1740 Magkraut bei Eisenbach) die Uhren sammelten und von dort verpackt an die Fernhändler versandten. Bis 1790 waren angeblich alle Länder Europas und Asiens dem Schwarzwälder Uhrenhandel erschlossen.

Den Beweis, daß sich Industrieprotektionismus und ein gleichzeitig rigoroser Fiskalismus in ihrer Wirkung wechselseitig ausschlossen, lieferte in erster Linie die dem Zeitalter des Merkantilismus entstammende Tabakindustrie. Während der Herrschaft des staatlichen Tabakmonopols (Ansbach, Baden, Kurpfalz, Württemberg, Würzburg) machte sie wenig Fortschritte und begünstigte den Unterschleif. Das Tabakmonopol brachte während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nur

kurzlebige Fabrikengründungen in der Kurpfalz, in Baden und Württemberg hervor. Zum Schein war »auf dem Papier« 1736 in Ludwigsburg eine Tabakmanufaktur errichtet worden, die nachweislich erste »Briefkastenfirma« in der modernen Wirtschaftsgeschichte, verpachtet an kurpfälzische Schutzjuden von Mannheim, die offenbar von dort aus das Herzogtum Württemberg mit Tabak versorgten. Leichtsinnige Monopolexperimente in der Kurpfalz aber führten zum Zusammenbruch der Mannheimer Manufaktur. Erst die allmähliche Abkehr vom Monopoldenken verlieh der Entfaltung der Tabakindustrie neue Impulse. Ihre Schwerpunkte befanden sich um 1780 (rd. 20 Unternehmen) bezeichnenderweise nach wie vor in den protestantischen Teilen Südwestdeutschlands (Kurpfalz, Baden, Württemberg, Lahr, Heilbronn, Speyer, Esslingen, Ulm). Mit zunehmendem Tabakverbrauch eröffnete sich auch den Tabakpfeifenmanufakturen (Mannheim, Ulm; schon zuvor in Verbindung mit der Fayence-Produktion Straßburg und Durlach) ein neuer, rasch expandierender Markt.

Die Rolle der Vorhut fabrikmäßiger Fertigung wurde den Tabakmanufakturen im 18. Jahrhundert von anderen Branchen der Nahrungs- und Genußmittelproduktion kaum streitig gemacht. Durch die meist landesherrlich verbotene Einfuhr fremden Bieres war zwar die althergebrachte Bierbrauerei begünstigt, nur gelangte sie im allgemeinen nicht über die Organisationsform des Kleinbetriebs hinaus. Vorzugsweise wurde sie als landwirtschaftliches Nebengewerbe betrachtet, obwohl der Bierverkauf teilweise den Weinhandel an Bedeutung überflügelte. So blieb die Fürstl. Fürstenbergische Brauerei in Donaueschingen etwa seit 1780 bis weit ins 19. Jahrhundert hinein (1780/81 Ertrag: 20 278 fl) die einzige größere Brauerei Südwestdeutschlands. In ähnlicher Weise langsam begann sich auch in der Essigsiederei der Fabrikbetrieb durchzusetzen.

Obwohl in zahlreichen Branchen der Manufakturbetrieb nur sehr zögernd alte Hüllen durchbrach, so zeugten dennoch die insgesamt weit über 100 gelungenen Manufakturgründungen des 18. Jahrhunderts eindrucksvoll von dem Aufkommen eines neuen Wirtschaftsgeistes. In ihrer Unternehmungs- und Betriebsform stellten die Manufakturen eine höhere Stufe der einzelwirtschaftlichen Produktionsweise gegenüber dem Kleinbetrieb des zünftlerisch verklammerten und verknöcherten Handwerks dar, gekennzeichnet durch die größere Zahl der in einem Betrieb beschäftigten Arbeitskräfte (besonders in der Textilbranche; teilweise auch in der Glas- und Keramikindustrie), durch planmäßig organisierte innerbetriebliche Arbeitsteilung, gesteigerte Produktion für einen anonymen Markt und durch ihren entsprechend höheren, häufig unterschätzten Kapitalbedarf. Trotzdem blieb die Herstellung der Masse der herkömmlichen Gewerbeerzeugnisse nach wie vor Sache des Zunfthandwerks, das dem

Aufkommen größerer Betriebe oft hemmend im Wege stand. Allerdings waren auch hier und da im Rahmen des zünftlerischen Handwerks Betriebe mit mehr als fünf oder sogar zehn Beschäftigten anzutreffen.

Typisch für die produktionsorientierte Ausrichtung der Manufakturen war die Herstellung neuer Produkte nach neuen Produktionsverfahren für einen meist nicht zünftlerischem Absatzreglement unterliegenden, aber nur begrenzt aufnahmefähigen Markt. Viele Manufakturen produzierten Luxuswaren. Luxusgüterindustrien, die meist teure Rohstoffe in kostspieligen Fertigungsverfahren verarbeiteten, benötigten aber eine breitere Kapitalbasis und unterlagen obendrein in ihrem Absatz starken Konjunkturschwankungen, nicht zuletzt den modischen Launen und Zufällen des sich rasch wandelnden Geltungskonsums. Unerlässlich war daher nicht nur die Ausstattung der Manufakturen mit den mannigfaltigsten landesherrlichen Privilegien, mit Produktions- und Absatzmonopolen, Zoll- und Steuerprivilegien. Der Kapitalmangel der Unternehmen zwang darüber hinaus die Territorialherrschaften, ihnen das Gründungskapital bereitzustellen, sie häufig laufend zu subventionieren, gegebenenfalls als Regiebetrieb fortzuführen oder auch von vornherein als Staatsunternehmen ins Leben zu rufen. Es war keine Seltenheit, da Landesherren und Staatsdiener, evangelische Kirchenoberen und katholische Stiftskapitulare, Äbte und Patres die Rolle von Unternehmensgründern und Unternehmern übernahmen. Erstmals setzte der Staat die fiskalisch organisierte Einkommensumverteilung zugunsten eines gezielten industriellen Wachstums ein und wurde selber initiativ. Neben den älteren Hof- bzw. Rentkammern entstanden eigens zur Förderung von Handel und Industrie neue Verwaltungsbehörden, Kommerzkollegien, besondere Kommissionen u.a.m. (Württemberg 1709/55; Kurpfalz 1681/1768; Hessen-Hanau 1737; Kurmainz 1746, gefolgt von den Bistümern Würzburg/Bamberg; Ansbach 1772; Bistum Speyer 1779).

Das Füllhorn staatlicher Subventionierung – typisch besonders für die Industriepolitik Ansbachs – entleerte sich indes nicht gleichmäßig auf alle Manufakturen, zumal nicht alle ihrer bedurften. Bevorzugter Standort und vorrangiges Experimentierfeld der merkantilistischen Fabrikengründungen bildeten die Residenzstädte: Mannheim, Heidelberg und Frankenthal in der Kurpfalz, Karlsruhe und Durlach in Baden, Ludwigsburg und der Stuttgarter Raum in Württemberg. Auch kleinere weltliche und geistliche Territorialherrschaften wurden vom merkantilistischen Gründungsfieber erfaßt und investierten beträchtliches Kapital in Unternehmungen, die nicht immer den Einsatz lohnten. Demgegenüber verhielten sich viele Reichsstädte, mehr den Klagen der um ihre »Nahrung« besorgten Zünfte folgend, industriefeindlich.

Die Neupflanzung von Industrie erfuhr eine wesentliche Förderung durch Ansiedlung von unterneh-

mungsfreudigen, gewerbekundigen Glaubensflüchtlingen, von Waldensern, Hugenotten, Genfer Calvinisten usw. Auch Holländer, Engländer und Schweizer wurden herbeigezogen. In nicht wenigen Städten erwuchs durch die ausländische Zuwanderung ein tatkräftiges, wagemutiges neues Bürgertum, imstande, auch außerhalb der Grenzen Deutschlands den Absatz der erzeugten Produkte zu suchen. Das gesamte Oberrheingebiet profitierte von der Zuwanderung, gegen die sich jedoch Württembergs lutherische Orthodoxie eifersüchtig abschloß. Die Refugiés waren die wandernden Pioniere der Industrie, brachten neue Produktionserfahrung ins Land, nutzten aber auch die ihnen verbrieften Sonderrechte rücksichtslos zum eigenen Vorteil. Vom Breisgau bis nach Oberschwaben gewann neben der romanischen Zuwanderung vor allem das Schweizer Kaufmannskapital gestaltenden Einfluß auf die gewerbliche Entwicklung. Ins habsburgische Konstanz verpflanzte sich die Industrie seit 1777, nachdem Kaiser Joseph II. dort Genfer Calvinisten angesiedelt hatte. Im östlichen Bodenseeraum wirkten die engen Beziehungen zum Augsburger Industrie- und Handelskapital befruchtend, an der oberen Jagst das Beispiel der erfolgreichen ansbachischen Manufakturpolitik, während die Bischöfe von Würzburg in ihren Ländern, Agrarüberschußgebiete, mehr den Handel förderten und einen agrarmerkantilistischen Kurs in ihrer Wirtschaftspolitik steuerten.

Insgesamt gesehen, wogen sich die wirtschaftlichen Erfolge und Mißerfolge der Merkantilepoche keineswegs wechselseitig auf. Die teilweise nur verhältnismäßig kurze Lebensdauer der ins Leben gerufenen Manufakturen, die in Kauf genommenen hohen Verluste und die Neigung zur Korruption sprachen nicht grundsätzlich gegen die vielfältig unternommenen Bestrebungen, Industrie anzusiedeln, neue Beschäftigung zu induzieren und hierfür das notwendige Kapital, häufig aus der Staatskasse, bereitzustellen. Es war kein Zufall, daß in erster Linie an den bevorzugten Standorten merkantilistischer Unternehmungen sodann im 19. Jahrhundert die moderne Industrie emporwuchs (Oberrheinebene, Neckarbecken, Albvorland). Ein Vergleich mit der Karte »Die Anfänge der Industrie in Baden-Württemberg 1829/1832« (6,6) macht die »merkantilistischen Wurzeln« der Industrie deutlich. Für einen durchschlagenderen Erfolg der merkantilistischen Wirtschaftspolitik fehlten vielfach erforderliche Voraussetzungen, der große aufnahmefähige Absatzmarkt, die gesicherte Kapitalbasis (trotz hier und da versuchter erster Bankgründungen) und nicht zuletzt notwendige kaufmännische Erfahrungen, einen größeren Betrieb leiten und die Geschäftsdispositionen flexibel den Wechsellagen des Marktes anpassen zu können. Um die Betriebsplanung und Kostenkalkulation zu erlernen, boten der Zunftbetrieb, Handelsmonopole und staatliche Regiebetriebe nicht die geeignete »Pflanzschule« für unternehmerische Führungskräfte.

Auch der Versuch, durch Sperrmaßnahmen zumindest den inneren Markt ausschließlich den heimischen Erzeugnissen zu reservieren, mißlang weitgehend wegen der räumlichen Zersplitterung des verschachtelten südwestdeutschen Staatenmosaiks. Mit der Verteuerung der Waren durch veraltete Stapelrechte, Handelsmonopole und hohe Einfuhrzölle blühte der nur schwer zu unterbindende Schmuggel. Obwohl die merkantilistische Wirtschaftspolitik auf eine Aktivierung der Handelsbilanz gerichtet war, hinderte sie sich durch den rigorosen Protektionismus besonders der größeren Territorialstaaten selber daran, ihr Ziel zu erreichen. Am schwersten wurde der südwestdeutsche Export von den empfindlichen Zollerhöhungen und von den Einfuhrverboten getroffen, mit denen das habsburgische Österreich begann. Gefördert von Maria Theresia, erwuchs Günzburg an der Donau, zudem als Münzstätte und durch seine Beteiligung am Taler-Handel rasch an Bedeutung gewinnend, vor allem zur bedrohlichen wirtschaftlichen Konkurrenz für die Reichsstadt Ulm.

Mehr und mehr aber machte sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine alsbald heilsame Enttäuschung über Mißerfolge der merkantilistischen Wirtschaftspolitik breit. Staat und Wirtschaft hatten teureres Lehrgeld gezahlt und waren an Erfahrungen reicher geworden. Man wurde vorsichtiger mit dem Einsatz staatlicher Mittel für die Industrie. Die Abneigung gegen Monopole, gegen die verknöcherte Zunftorganisation und Beschränkungen des Handelsverkehrs wuchs. Aus der physiokratischen Reaktion auf das merkantilistische Reglement begann sich zuerst in Baden die Idee der Gewerbefreiheit Bahnzubrechen. Der Staat lernte, daß wirtschaftliches Wachstum vor allem die Entfaltung eines funktionstüchtigen privaten Unternehmertums voraussetzte. Tendenzen zur Privatisierung staatlicher Unternehmen machten sich geltend. Es entwickelten sich neue Gesellschaftsformen in Produktion, Handel und Verkehr, moderne Kapitalgesellschaften und genossenschaftliche Zusammenschlüsse, die ihre Konkurrenzfähigkeit gegenüber älteren Institutionen häufig sehr rasch bewiesen.

Die Merkantilepoche wurde gewissermaßen zur Vorschule der modernen Wirtschaftsgesellschaft. Es war ihr historisches Verdienst, Instrumente und Elemente wirtschaftlichen Wachstums rudimentär entwickelt, Neues hervorgebracht zu haben, an das das folgende Jahrhundert anknüpfte. Den Umbruch, die Überwindung des Agrarstaats setzte das 19. Jahrhundert in die Praxis um. Weichen hierfür wurden bereits in der protoindustriellen Umwelt des 18. Jahrhunderts gestellt. Auch die noch heute gültige ökonomische Erkenntnis, daß mehr Beschäftigung und mehr wirtschaftliches Wachstum im Südwesten Deutschlands einer dezentralisierten Industrialisierungspolitik bedarf und ebenso offener Grenzen, eines freizügigen Handelsverkehrs, vor allem eines regen wechselseitigen Austauschs mit den unmittelbaren Nachbarlandschaf-

ten, wurde schon damals entdeckt. Viele Manufakturgründungen scheiterten an »verstopften Absatzwegen«.

## II. Erläuterungen zur Karte

Im Kartenbild wird versucht, den bisherigen Stand der Merkantilismus-Forschung wiederzugeben. Neben Herkömmlichem werden vor allem die im Manufakturzeitalter neu aufgekommenen Wirtschaftszweige und Unternehmungen sichtbar gemacht. Wie das Kartenbild zeigt, beschränkte sich die industriell-gewerbliche Aktivität nicht auf wenige Standorte, sondern erfaßte fast alle Regionen Südwestdeutschlands. Das untergelegte Relief und Gewässernetz verdeutlicht mögliche Abhängigkeiten der wirtschaftlichen Aktivitäten von den vorhandenen naturräumlichen Gegebenheiten. Darüber hinaus empfiehlt es sich, zur Interpretation des Kartenblatts Übersichtskarten heranzuziehen, die einen Eindruck vom physisch-topographischen Zustand der Landschaft, von der Bodenbedeckung, der Verteilung von Wald-, Grün- und Ackerland vermitteln. Da der Umfang der gewerblichen Tätigkeit stets in einer gewissen Relation zum Bevölkerungspotential stand, sind zum Verständnis des Kartenbildes auch Statistiken und Karten über Stand und Entwicklung der Bevölkerung nützlich. Dem besseren Verständnis der politischen Rahmenbedingungen im Merkantilzeitalter dient vor allem die Karte »Herrschaftsgebiete und Ämtergliederung in Südwestdeutschland 1789« (Histor. Atlas von B.-W. VI, 9), die durch die Karten VI, 1; VI, 2; VI, 4; VI, 5; VI, 8 ergänzt wird.

Grundsätzlich wurden in die Karte nur Unternehmen und Einzelbetriebe aufgenommen, soweit sie während des Zeitraums von etwa 1770 bis 1780 nachweislich aktiv waren, nicht primär nur der lokalen Eigenversorgung dienten, vor allem nicht dem zünftlerisch gebundenen Handwerk zuzurechnen sind, das im allgemeinen auf eine begrenzte Kundenproduktion ausgerichtet war. Die Einbeziehung der Zünfte, ihrer arbeitsteiligen Gliederung, der Zahl der Zunftmeister und ihrer Beschäftigten hätte das Kartenbild überlastet und die Überschaubarkeit in Frage gestellt.

Die auf der Karte ausgewiesenen Gewerbebetriebe (Quadrate) sind nach acht farblich unterschiedenen »Industriezweigen« gruppiert (Bergbau; Metallherzeugung und Verarbeitung; Chemische Industrie; Feinkeramik und Glas; Papier- und Druckgewerbe; Leder, Textil- und Bekleidungsherstellung; Nahrungs- und Genußmittelproduktion; Schmuckwaren- und Uhrenherstellung). Die Signaturen innerhalb der Quadrate kennzeichnen die Art der Branche. Aus den in zwei Größenordnungen kartierten Quadraten (Dreiecke für den Bereich des Handels) wird lediglich die Anzahl der Betriebe am jeweiligen Standort ersichtlich (kleines Quadrat: 1-2 Betriebe; größeres Quadrat: drei und mehr Betriebe), nicht die Anzahl der Beschäftigten. Auf sie mußte verzichtet werden, da nur selten mit

der erforderlichen Vollständigkeit in den Statistiken des 18. Jahrhunderts – mit Ausnahme der Kurpfalz – überliefert. Für die Berücksichtigung auch der bedeutenderen Bleichen, Walken und Lohmühlen sprach vor allem die Tatsache, daß durch sie zumindest die wichtigsten, meist städtischen Standorte der traditionellen handwerklichen Weberei und Gerberei, soweit sie noch den Rang von Exportgewerben behaupteten, kenntlich gemacht werden konnten. Ebenso war es ratsam, zeittypische Institutionen des Vermarktungsbereichs, des Handels (Compagnien, Sozietäten, Flößerei, Märkte usw.) von einer Kartierung der merkantilistischen Wirtschaft nicht völlig auszuschließen. Durch die für den Handelsbereich verwendeten Dreiecksignaturen heben sich dessen Unternehmen von denen des Produktionssektors deutlich ab.

Im agrarischen Bereich förderte das Merkantilzeitalter in erster Linie den Anbau von Sonderkulturen (Maulbeerbaum, Tabak und Krapp). Soweit aktenmäßig feststellbar, wurden die Markungen, auf denen Krapp-Plantagenbau betrieben wurde (Kurpfalz, badisches Unterland, Speyer), durch Rotstrichelung ausgewiesen. Maulbeer- und Tabakkulturen fanden sich meist im Umland der Seiden- bzw. Tabakfabriken. Durch Grünfärbung wurden die bedeutenderen Weinbaustandorte und Reblagen, soweit an der überlokalen Marktproduktion beteiligt, auf der Karte gekennzeichnet, nur sollte nicht der Eindruck entstehen, daß die angefärbten Flächen ausschließlich dem Weinbau vorbehalten waren. Unberücksichtigt blieb der Weinbau auf Markungen, innerhalb deren Grenzen sich nur wenige Morgen Rebfläche nachweisen ließen, weil sie wahrscheinlich nur den örtlichen Eigenbedarf deckten (vgl. auch Karte 11, 5). Der Bedeutung des Hanfbaus im Oberrheingebiet und des Flachsbaus in Württemberg und Oberschwaben wurde durch die Standortkartierung stärker besuchter Hanf- und Garnmärkte von überlokalem Einzugsbereich Rechnung zu tragen versucht. Das Gewicht der Holzwirtschaft kommt vor allem in der Kartierung der Flößereiwege (Braunfärbung), soweit ihnen eine überregionale Bedeutung zukam, zum Ausdruck. Da sich die territorialstaatlichen Grenzen des 18. Jahrhunderts nicht mit denen des heutigen Baden-Württemberg deckten, war es unerlässlich und von der Sache her geboten, die Kartierung und die im Beiwort gegebene erläuternde Darstellung nicht auf den gegenwärtigen Raum von Baden-Württemberg zu beschränken. Räumliche Zusammenhänge wären sonst zerrissen worden, die im 18. Jahrhundert als geschlossene territoriale Einheiten begriffen wurden bzw. zwischen denen enge wirtschaftliche Wechselbeziehungen bestanden.

Wegen des begrenzten Raumes konnte nur auf die wichtigste benützte Literatur verwiesen werden. Sie ist vor allem um die verdienstvollen württembergischen Oberamtsbeschreibungen und eine Reihe ortsgeschichtlicher Untersuchungen zu ergänzen. Nament-

lich die Verstreutheit des Quellenmaterials und der unterschiedliche Grad seiner Erschließung waren ein wesentlicher Grund dafür, daß bisher eine Gesamtdarstellung des Zeitalters des Merkantilismus im deutschen Südwesten noch aussteht. Das Kartenblatt in Verbindung mit dem Beiwort, das umfangreicher als sonst üblich angelegt worden ist, sind – so hofft der Bearbeiter – ein erster Schritt, diese Lücke zu schließen.

### III. Literatur

- BAIER, H.: Eisenbergbau und Eisenindustrie zwischen Jestetten und Wehr. In: Zeitschr. f. d. Geschichte des Oberrheins N.F. 37 (1922).
- BANHOLZER, G.: Die Wirtschaftspolitik des Grafen August v. Limburg-Stirum, zweitletzten Fürstbischof von Speyer. 1770 bis 1797. 1926.
- BOELCKE, W. A.: Ein Herzoglich-Württembergischer Regiebetrieb des ausgehenden 18. Jahrhunderts. In: Jahrbücher f. Nationalökonomie und Statistik 175 (1963).
- CARLE, W.: Beiträge zur Geschichte der württembergischen Salinen. (Veröffentlichungen der Kommission f. geschichtl. Landeskunde in B.-W. 43) 1968.
- EZDORFF, G. REICHSGRAF V.: Grundriß einer statistischen Kunde von Alt-Wirtemberg in 84 Tafeln. Stuttgart 1804.
- FISCHER, W.: Ansätze zur Industrialisierung in Baden 1770 bis 1870. In: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 47 (1960).
- GOTHEIN, E.: Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften. 1. Straßburg 1892.
- GREINER, K.: Die Glashütten in Württemberg. 1971.
- HÖSSLE, FR. v.: Württembergische Papiergeschichte. Biberach-Riß [1926].
- KAISER, W.: Die Anfänge der fabrikmäßig organisierten Industrie in Baden. In: Zeitschr. f. d. Geschichte des Oberrheins N.F. 46 (1933).
- KECK, F.: Tabakbau und Industrie im Hanauer Land. 1914.
- KIRCHGÄSSNER, B.: Merkantilistische Wirtschaftspolitik und fürstliches Unternehmertum: Die dritte kurpfälzische Hauptstadt Frankenthal. Beiträge zur pfälzischen Wirtschaftsgeschichte. Veröffentlichungen der pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in Speyer. Bd. 58. Speyer 1968. (darin: kurpfälzische Manufakturtafel von 1786).
- KOLB, J. B. (Hg.): Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogtum Baden. 1-3. 1813-1816.
- KRAUTER, G.: Die Manufakturen im Herzogtum Württemberg und ihre Förderung durch die württembergische Regierung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Diss. Tübingen 1951.
- METZ, FR.: Vorderösterreich. <sup>2</sup>1967.
- METZ, R., RICHTER, M., SCHÜRENBERG, H.: Die Blei-Zink-Erzgänge des Schwarzwaldes. 1957.
- PÖHLAU, F.: Staat und Wirtschaft in Ansbach-Bayreuth im Zeitalter Friedrichs des Großen. 1934.
- RÖDER, PH. L.: Geographie und Statistik Wirtembergs. 1. Laybach 1787. 2. Ulm 1804.
- SCHAAB, M.: Die Anfänge einer Landesstatistik im Herzogtum Württemberg, in den Badischen Markgrafschaften und in der Kurpfalz. In: Zeitschr. f. württembergische Landesgeschichte 26 (1967) S. 89 ff.
- SCHÄFER, R.: Förderung von »Handel und Wandel« in Kurmainz im 18. Jahrhundert. 1968.
- SCHEIFELE, B.: Seidenbau und Seidenindustrie der Kurpfalz (Neue Heidelberger Jahrbücher B 16). 1910.
- SCHNÜRLEN, M.: Geschichte des württembergischen Kupfer- und Silberbergbaus. 1921.
- SCHREMMER, E. (Hg.): Handelsstrategie und Betriebswirtschaftliche Kalkulation im ausgehenden 18. Jahrhundert. Der Süd-deutsche Salzmarkt. 1971.
- SÖLL, W.: Die staatliche Wirtschaftspolitik in Württemberg im 17. und 18. Jahrhundert. 1934.
- SPORHAN-KREMPPEL, L.: Die badischen Papiermühlen. In: Papier 4 (1950).
- STEYRER, F.: Geschichte der Schwarzwälder Uhrenmacherkunst. Freiburg 1796.
- THIER, M.: Geschichte der schwäbischen Hüttenwerke 1365 bis 1802. 1965.
- THOMA, H.: Die Schwarzwälder Glashüttenindustrie vom Beginn der Neuzeit bis 1820. Diss. Heidelberg 1924.
- WEIK, H.: Die Agrar- und Wirtschaftsverhältnisse des Fürstentums Hohenlohe im 18. Jahrhundert. Diss. Köln 1969.
- WINDELBAND, W.: Badische Finanz- und Wirtschaftspolitik zur Zeit des Markgrafen Karl Friedrich. 1916.
- ZIEHNER, L.: Zur Geschichte des kurpfälzischen Wollgewerbes im 17. und 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Gewerbe-geschichte des Merkantilismus. (Beiheft 22 der Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte) 1931.
- ZORN, W.: Handels- und Industriegeschichte Bayerisch-Schwabens 1648-1870. Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte des schwäbischen Unternehmertums. 1961.

An *archivalischen Quellen* wurden Gewerbe- und Manufakturakten des 18. Jahrhunderts aus dem Bad. Generallandesarchiv Karlsruhe und dem Staatsarchiv Sigmaringen sowie Karten und Pläne des 18. Jahrhunderts aus der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart, dem Generallandesarchiv Karlsruhe und dem Stadtarchiv Freiburg benützt.

